

# ***Veilchen***



## *Inhaltsverzeichnis*

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2008 [*Andrea Herrmann*]
- S.5 Versuch über das Müsli [*Johannes Witek*]
- S.8 Ein weiter Weg [*Karl Farr*]
- S.9 Printemps dans le Jardin de Plantes [*Elfriede Herold*]
- S.10 Wahnsinn oder nicht [*Thilo Bachmann*]
- S.11 Zwiegespräch zwischen Fernseher und mir [*Thilo Bachmann, Andrea Herrmann*]
- S.13 Hast du schon das Neueste gehört von Hans? [*Susanne Ulrike Maria Albrecht*]
- S.14 Frühling [*Karl Farr*]
- S.14 Gartengebete [*mary west*]
- S.15 Kahlschlag [*Arno Peters*]
- S.16 ‚vielleicht‘ [*Arno Peters*]
- S.17 Rezension: „Das magische Hospital“ von Cornelia J.A. Frankenbach [*A. Herrmann*]
- S.18 Rezension: „Die andere Seite der Nacht“ von Eva Schwarz [*Andrea Herrmann*]
- S.19 Rezension: „Emotionen. Gefühle literarisch wirkungsvoll einsetzen“  
von Susanne Konrad [*mary west*]
- S.20 Rezension: „Der schwarze Bauer und Der Fall Bekali“ von Hans-Jürgen Weddy  
[*Andrea Herrmann*]
- S.21 Rezension: „Licht am Ende des Tunnels“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.22 Buchvorstellung: „Hannahs Haus“ von Susanne Koch [*Susanne Koch*]
- S.24 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank für die zahlreichen Zuschriften mit Themenvorschlägen für den geplanten Literaturwettbewerb. Wir haben uns jetzt für „Brücken“ entschieden. Einsendeschluss wird voraussichtlich um den Jahreswechsel 08/09 sein. Die Gewinner werden dann in der 25. Ausgabe (April 2009, d.h. 6 Jahre nach der ersten „Veilchen“-Ausgabe) veröffentlicht. Nähere Details zum Wettbewerb gibt es in der Juli-Ausgabe und natürlich auch wieder unter [www.uschtrin.de/preise.html](http://www.uschtrin.de/preise.html).

Bitte beachten Sie, dass sich die Postadresse des „Veilchens“ geändert hat (siehe unten).

Herzliche Grüße!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Einsamer Vogel“ von Andrea Herrmann

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern  
oder per E-Mail: [veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de](mailto:veilchen„at“geschichten-manufaktur.de)

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:  
[www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html](http://www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html)

## *Lesetagebuch Januar bis April 08*

In den Veilchen-Rezensionen geben wir immer wieder unbekanntem Autoren und neusten Büchern eine Chance. Gelegentlich lese ich aber auch die alten Klassiker wieder und entdecke längst nicht mehr Gedrucktes neu. Hieraus entstand die Idee, im „Veilchen“ gelegentlich einen kurzen Rückblick auf meine Lese-Highlights der letzten drei Monate zu geben, ohne eine ausführliche Rezension zu schreiben. Meine drei liebsten Fundstücke der letzten drei Monate sind:

Khalil Gibran: „Der Prophet“. Von allen Büchern, die ich von diesem libanesischen Autor schon in der Hand hatte, ist dieses dasjenige, das mir am besten gefallen hat. Nachdem ich vor Jahren mein Exemplar an meine Großmutter verschenkt hatte, habe ich es neulich nochmal gekauft. Und dieses wird immer zu meinem Haushalt gehören, egal in welchem Winkel der Erde es mich verschlägt. Dieses Büchlein von unter 100 Seiten behandelt die wichtigsten Themen des Lebens wie die Liebe, die Arbeit, Essen und Trinken, Gesetze und Freiheit, Schmerz, Freundschaft, Freude und Tod. In poetischer Sprache fasst es die Grundsätze der christlichen Religion zusammen, ist in seiner Botschaft aber viel versöhnlicher als die Bibel: Es ist alles in Ordnung und gut so wie es ist. Licht und Schatten gehören zusammen und halten sich die Waage. Wenn ihr nicht gut seid, dann seid ihr darum doch nicht böse. Seid nachsichtig mit euch selbst und den Mitmenschen.

Diejenigen beiden Sätze, die mich am meisten beeindruckt haben, habe ich mir auf Post-it Zetteln über den Schreibtisch an die Wand gehängt. Es sind andere als diejenigen, die ich mir vor Jahren beim letzten Lesen notiert hatte. Hieraus schließe ich für mich, dass ich dieses Büchlein immer wieder neu lesen und die Erinnerung an seine Weisheiten auffrischen sollte.

Jack London: „John Barleycorn oder Der Alkohol“. Jack London ist für mich ein großes Vorbild, denn es ist ihm gelungen, seine Gedanken, Erfahrungen und Beobachtungen so aufzuschreiben, dass jeder sie gerne lesen und verstehen kann. Er war ein erfolgreicher und reicher Bestsellerautor, ein Brotschreiber und doch ein Philosoph über das Leben. Leider wird er selbst von gebildeten Lesern für einen Autor von Tier- und Abenteuer Geschichten gehalten und die Bibliothekarinnen legen seine Werke unter „Jugendliteratur/ Abenteuer“ ab. Viele seiner Bücher sind seit Jahrzehnten nicht mehr gedruckt worden, weshalb ich diese mir nur antiquarisch besorgen kann. Dabei habe ich mir vorgenommen, alle 50 Romane zu sammeln, die er in seinem leider zu kurzen, aber sehr intensiven Leben geschrieben hat. Von den hunderten Kurzprosatexten ganz zu schweigen. Ich fürchte, die meisten gingen verloren, denn die Kurzgeschichtensammlungen wiederholen immer wieder dieselben paar Dutzend. „John Barleycorn“ ist ein autobiographischer Roman, ähnlich wie „Martin Eden“, jedoch mit dem Alkohol als thematischem Schwerpunkt. Sein Leben lang hat Jack London getrunken, auf der ganzen Welt, alle Arten von Alkohol mit Männern aller Nationen. Warum? Eben nicht, weil es ihm geschmeckt hätte oder weil er gerne betrunken war oder süchtig gewesen wäre. Immer wieder betont er, wie er während mehrmonatiger Seereisen vollständig trocken blieb, ohne etwas zu vermissen. Warum also trank er dieses Gesöff? Jack London diskutiert an vielen Beispielen die Rolle, die das gemeinsame Trinken in der Gesellschaft spielt, heute noch genauso wie 1917: Man gewinnt damit Kontakte, vertieft Freundschaften, man beendet Feindschaften, man ist bessere Gesellschaft, wenn man über jeden noch so dummen Witz lachen kann, man fühlt sich betrunken weise und heiter.

Doch John Barleycorn, die Personifizierung des Alkohols, ist ein falscher Freund. Er ruiniert die Gesundheit, leert den Geldbeutel, verführt zur Unvernunft und zerstört vor allem die Psyche. Jack Londons Mittrinker sterben einen verfrühten Tod: durch Unfall im Suff, bei einer alkoholgeschwängerten Schießerei, am geschwächten Immunsystem oder direkt an einer Alkoholvergiftung. John Barleycorn lehrt die „Weiße Logik“, welche die Vergänglichkeit und Sinnlosigkeit des Lebens enthüllt. Jack London beschreibt hier, wie nahe er sich selbst dem Selbstmord fühlt, durch diese weiße Logik. Als er wenige Jahre später mit 39 auf seiner Ranch stirbt, geschieht es genau so wie in diesem Buch beschrieben. Auch Martin Eden begeht am Ende des Romans Selbstmord. (Was nicht ausschließt, dass sich auch um diesen Selbstmord Mordgerüchte ranken.)

Es hätte Jack London erschüttert zu erleben, was die von ihm befürwortete Prohibition auslöst. Selbst die weiße Logik war nicht pessimistisch genug, dies vorherzusehen. London glaubte, dass man die Menschen durch den Verbot von Alkohol vor dessen Verlockungen schützen könne. Allerdings stellte er selbst beiläufig fest, dass es dann andere Orte als den Saloon geben müsse, an dem sich die echten Kerle treffen und auch der Alkohol müsse durch etwas anderes ersetzt werden. Schade, dass John Barleycorn diesen rastlosen, unerschrockenen und produktiven Geist zerstören konnte und seine nächsten 50 Bücher ungeschrieben blieben. Die in „Martin Eden“ beschriebene Einsamkeit des jungen und idealistischen Schriftstellers wird aber sicher auch eine Rolle gespielt haben, selbst wenn „John Barleycorn“ gerade den Eindruck erweckt, er sei niemals einsam gewesen. Jack London ist mein großes Vorbild, auch wenn ich noch lange nicht so viel gereist bin, obwohl dies heute weniger beschwerlich ist als vor hundert Jahren. Eine seiner Weltumrundungen ist in „Die Fahrt mit der Snark“ dokumentiert. Jack

London war auf allen Meeren Seemann, Kohlenschaufler auf einem Dampfschiff, Goldsucher in Alaska, recherchierte in den Slums von London und war Zeitungskorrespondent.

Diana Norman: „Im Auftrag des Königs“. Eigentlich nur ein historischer Roman, vermutlich sogar Diana Gabaldon-Fan Fiction<sup>1</sup>. Während die Autorin den Vornamen mit ihrem Vorbild teilt, tragen viele ihrer Personen die Nachnamen von Figuren aus der Gabaldon-Saga. Die Handlung spielt im Vorfeld der Jakobiten-Aufstände. Und doch hat Diana Norman nicht nur Diana Gabaldons wunderschönen Schreibstil gelungen imitiert, sondern auch etwas ganz Eigenes entwickelt. Die Hauptperson Lady Cecily ist ein Kind ihrer Zeit einschließlich aller Fehler, die eine emanzipierte, von ihrem Thron gestoßene Adlige dieser Zeit machen kann. Sie ist arrogant, liebt niemanden außer sich selbst und einen Jugendtraum, über Gefühle spricht sie nicht und fühlt sich für wenig bis nichts verantwortlich. Ganz sicher keine Sympathieträgerin. Und doch fesselt dieser Roman dank der liebenswerten Nebenfiguren, die man gerne an sein Herz drücken möchte. Saubere Detailkenntnisse der damaligen Zeit machen die Geschichte lebendig und glaubwürdig. Und zweierlei fand ich besonders spannend und neu an diesem Roman: Erstens war mir nicht bewusst, wie früh und wie viele Schwarze es bereits im 18. Jahrhundert in Großbritannien gab. Wie sie lebten und starben wird eindringlich und realistisch geschildert und gipfelt in einem Gerichtsstreit darüber, ob im fortschrittlichen britischen Königreich, wo die Sklaverei längst abgeschafft ist, überhaupt ein Mensch einem anderen gehören darf. Die wirtschaftliche und

---

<sup>1</sup> Diana Gabaldon ist weltweit berühmt durch ihre historische Zeitreise-Saga, die um die Zeit der britischen Jakobitenaufstände spielt. Fan Fiction ist etwas, das Fans schreiben, um ihre Vorbilder grauenhaft schlecht zu imitieren. So gibt es eine Menge Herr-der-Ringe Fan Fiction sowie Raumschiff Enterprise Fan Fiction und viele mehr.

politische Bedeutung dieser Frage wird verstärkt durch das gesamte politische Umfeld und diese weitverzweigten Zusammenhänge lassen den Leser nicht kalt. Nicht nur eine historische, sondern eine ganz aktuelle Frage ist die, wie eine Frau sich in der Männerwelt behaupten kann. Diana Norman gibt folgende Antwort: „Cecily [...] wies darauf hin, daß [...] in der Satzung auch nichts von einem Verbot weiblicher Mitglieder stehe. Der unversöhnliche Totty Stokes erklärte, das sei nur deshalb so, weil man nicht damit gerechnet habe, daß eine Frau die Unverschämtheit aufbringen könne, die Mitgliedschaft zu beantragen.

„Mit Schwachköpfen hat man auch nicht gerechnet, Totty Stokes“, entgegnete Cecily, „aber du bist trotzdem dabei.“

Unter den Relaiswirten galt so etwas als witzig; es brachte ihr Applaus und die Mitgliedschaft ein. Sie verstand jetzt, warum Frauen, die sich in die Männerwelt wagten, sich so unerhört benahmen: Um Erfolg zu haben, mußten sie den Luxus der

Zurückhaltung aufgeben. Männer, so schien es, ertrugen die Konkurrenz einer Frau, solange diese Frau exzentrisch war. Na schön, wenn sie es so wollten...

So geschah es in dieser Zeit, daß Cecily zu einem ‚Original‘ wurde: Mit diesem Passagierschein konnte sie die Beschränkungen der Weiblichkeit hinter sich lassen. Dabei ging es nur darum, einen Aspekt ihrer Persönlichkeit freizusetzen, den sie sowieso besaß und der vielleicht auf alle Fälle irgendwann zum Vorschein gekommen wäre. Ihr herrisches Wesen wurde aggressiv, und den erworbenen Dialekt von Hertfordshire würzte die Sprache des Fleet-Gefängnisses.

[...] Ein Turban ließ sie um fünf Jahre älter aussehen, indem er ihre Locken verbarg. Das Monstrum von einem Beutel, den sie anstelle eines zierlichen Damenhandtäschchens begleitete, enthielt, wie man munkelte, ein Fleischermesser.“

Dies ist meine absolute Lieblingsstelle!

*Andrea Herrmann*

## *Versuch über das Müsli*

Als Alfred Tepetuschnig eines Morgens erwachte, war er ein Protagonist in einem Roman von Peter Handke.

Das war schlecht, denn als er in die Küche gehen wollte, um wie stets sein allmorgendliches Müsli zu verzehren, schien es ihm plötzlich wichtig, aus dem Fenster zu blicken. Was er aber dort sah, war nicht anders als sonst, doch schien es ihm nun als etwas ganz Inniges, als etwas nur für ihn. Er hatte Lust hinauszugehen aber auch, mit dem Kopf gegen eine Mauer zu rennen, aber nicht aus Überzeugung. Also schlug er sich dreimal mit der Faust ins Gesicht, bis er weinte und zerriss sein T-Shirt.

Unabsichtlich las er fünfzehn Seiten aus dem Telefonbuch, das auf der Kommode lag. Die Namen auf diesen Seiten schienen ihn plötzlich persönlich zu betreffen, als wären sie Bekannte die, einmal kennengelernt, sofort zu *alten* Bekannten würden. Das empfand er als so widerwärtig, dass er schnaubte, wobei ihm der Schleim aus der Nase sprang, worauf er gierig die ganzen fünfzehn Seiten noch einmal las. Er spielte Munterkeit indem er pff und summte und war doch bereit, den nächsten Menschen zu ermorden, der seinen Weg kreuzte.

Dann wurde ihm die Vorstellung verhasst, wie er hier im Flur vor der Küche stand,

wissend, dass er bald in der Küche *sein* würde, nicht anders als all die vielen Male, all die vielen Tage zuvor. Wer sich da eine Zukunft vorstellen konnte, der musste ja wahnsinnig sein! Er wollte einschlafen. Nein, sich rasieren. Stattdessen beschloss er, sich *nicht* zu rasieren und dieser Entschluss erleichterte ihn. Dann rasierte er sich auf der Stelle und seine erschreckend feuchte Unterlippe im Spiegel verfolgte ihn noch stundenlang.

Auf einmal erlebte er sich wie die Figur einer längst zu Ende erzählten Geschichte. Ratlos roch er an der Tapete. Indem er sich geräuschvoll räusperte, machte er sich vor sich selbst bemerkbar. Da sonst niemand in der Wohnung war, hatte er eine fixe Idee: Ein Ausnahmezustand war erklärt, auf unabsehbare Zeit war es nunmehr unmöglich, sich in menschlicher Gesellschaft zu befinden. Er setzte sich auf den Boden und putzte alle erreichbaren Schuhe, wobei er ein ruckhaftes Glück erlebte, wann immer er mit der Hand probeweise ins warme dunkle Innere eines Schuhs fuhr.

Er ging im Flur hin und her, hob Sachen auf, um sie wegzuräumen und legte sie dann an dieselbe Stelle zurück. Ich tanze wirklich!, dachte er. Wie hatte er sich einbilden können, gerade in seiner Wohnung sicher zu sein? Es gab keinen Ort mehr, an dem er aus der Welt sein konnte.

Er stand vor der Küchentür, und weil er nicht wusste, wie er sich nun verhalten sollte, und in welcher Reihenfolge, wurde ihm übel. Er packte das Telefon und warf es gegen die Wand. Ich muss erst in Gedanken proben, was ich gleich zu tun habe, dachte er: Zuerst jedenfalls das Müsli in die Schüssel füllen. Dann war zu hoffen (statt wie im Märchen zu fürchten) dass auch Milch im Kühlschrank war. Traf das ein, so würde er möglichst schnell sein Ich-bin-in-der-Küche-greife-in-den-Kühlschrank-und-nehme-die-Milch-Gesicht machen und also in den Kühlschrank greifen und die Milch

nehmen. Er erwartete nichts, freute sich auch auf nichts, schon gar nicht auf die Milch, deren Vorhandensein ohnehin zu bezweifeln war! Während er die Hand auf die Türklinke legte und sie absichtlich nach oben zog statt nach unten drückte war ihm, als bewege er sich schon seit langem innerhalb eines Systems aus in Stein geschlagenen Hieroglyphen. Was brauchte er also? Nach was war ihm? Nach nichts, antwortete er: MIR IST NACH NICHTS. Außer Milch. Und Müsli. Verdammt. Fast die ganze Zeit bis jetzt hatte er nur *Lust* gehabt auf sein Müsli, jetzt aber wurde es ihm zum Bedürfnis. Warum tarnte er sich immer noch? Er zitterte. Gleichzeitig wurde sein Gesicht leer vor ängstlicher Selbstbeherrschung. Ich bin definiert! dachte er – und das schmeichelte ihm. Definiert zu sein machte ihn schließlich unauffällig, auch vor sich selbst. Er war ein Mann, der morgens in seiner Wohnung vor der Küche stand. Aber wie gefährdet war dieser Status! Schon ein Schritt weiter, dann würde er ein Mann sein, der IN seiner Küche stand. Jetzt wusste Tepetuschnig, was ihn störte: Dass dieser Akt, dieses In-der-Küche-sein für alle da war, nicht für ihn allein. Jeder konnte in der Küche sein! Jeder konnte die Milch aus dem Kühlschrank nehmen! Jeder Müsli essen!

Er flüchtete sich, wie früher bei den Vorlesungen an der Universität, in einen erneuten Blick zum Fenster hinaus: Da bemerkte er, dass im Nachbarhaus noch jemand am Fenster stand: ein Mädchen. Ohne ihn zu beachten, goss sie die Blumen auf ihrem Fensterbrett. Es wurde ihm heiß und schwindlig, aber er konnte nicht wegschauen. Sein Glied wurde steif und er hatte Blutgeschmack im Mund. Im selben Moment fing er fürchterlich zu lachen an und hatte plötzlich eine schreckliche Angst, die Katze mit einem Faustschlag zu töten, die er gar nicht hatte. Der Mörtel an den Wänden erschien ihm glitschig, würde gleich in Fladen zu Boden fallen. Auf der Stelle kehrte er um, leerte alle Aschenbecher aus, machte das Bett, las die Zeitung, klopfte die Teppiche aus, stellte

den Mülleimer vor die Tür, strich sein Schlafzimmer *chamoisfarben*, wobei er diesen Begriff im Geist unablässig wiederholte, als wäre es eine geheime Formel zur Formalisierung seiner Einsamkeit, führte ein zweistündiges Telefongespräch mit seinem Bruder in Niederösterreich, lernte eine Fremdsprache, studierte den Ulysses, schrieb einer Frau, mit der er letztes Jahr zwei Mal geschlafen hatte, einen langen Brief, spürte eine Wimper im Mundwinkel, übersetzte Henry James ins Deutsche, umarmte den Garderobenständer und schlug mit einer Axt die Badewanne in Trümmer, bis er schließlich, fast ohne es gewollt zu haben in der Küche stand, wo er sogleich das Licht vierundzwanzig Mal ein- und wieder ausschaltete und das Wasser rinnen ließ, ohne zu wissen warum.

So ging das noch viele, viele, viele Stunden, liebe Kinder, respektive Seiten, und was geschah, als Alfred Tepetuschnig endlich das Müsli in der Schüssel hatte und am Kühlschrank stehend feststellte, dass natürlich WIRKLICH keine Milch mehr da war, weswegen er zum Laden an die Ecke musste, um welche zu kaufen; also das übersteigt das begrenzte Vermögen meiner Beschreibung, ich kann nur zart andeuten: Leo Blooms längster Tag in Dublin war ein Lercherlschas<sup>2</sup> dagegen.

*Johannes Witek, geboren 1981, lebt und studiert in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.*

---

<sup>2</sup> Österreichisch für „Lerchenfurz“, entspricht etwa dem deutschen „Mückenschiss“

# Ein weiter Weg

Er war gegangen und gegangen, um aus diesem verfluchten Tal herauszukommen. Immer wieder war er querfeldein marschiert, in der Hoffnung, irgendwo auf eine größere Straße zu stoßen. Flugzeuge zogen Kondensstreifen am Himmel und Fußgänger kamen ihm entgegen, zuletzt eine Frau in mittleren Jahren. Ein großer Bernhardiner, der frei ohne Leine lief, befand sich in ihrer Nähe.

Der Mann hielt auf ein Kraftwerk zu, dessen Schornsteine und Kühltürme in weißen Wasserdampf getaucht waren. Noch war es hell, die Sonne beschien die Landschaft mit ihrem goldenen Licht. Er ging auf das Kraftwerk zu, aber es wurde einfach nicht größer und kam näher. Erst in der Dunkelheit sollte er es erreichen.

Der Mann durchquerte eine Ortschaft und kam an einem Gasthof vorbei. Ihn überkam die Versuchung, einfach einzukehren, aber er hatte nur noch wenig Geld in der Tasche und so unterließ er es.

Es war Samstagabend, und es herrschte eine rege Betriebsamkeit im Ort. Autos fuhren und einigte hielten. Leute stiegen aus und die Autos fuhren weiter. An anderer Stelle starteten welche und fuhren davon. Sicher besuchten die Insassen Verwandte oder Freunde, dachte der Mann. Er kam an einer Kirche vorbei, und die Glocken läuteten den Sonntag ein. Aber er wollte weiter, weiter in die große Stadt.

Nach Stunden kam er noch einmal in das Dorf, das nun ruhiger war, und ihm wurde bewußt, daß er im Kreis gegangen war. Noch einmal hielt er auf das Kraftwerk zu, welches inzwischen von tausend Lichtern erleuchtet wurde. Irgendwo startete ein Auto.

Endlich erreichte er die Anlage und staunte über deren Ausmaße. Überall leuchteten Lampen und Neonröhren - es waren hunderte, tausend. Er bemerkte den

Waldweg, der am Werk vorbei führte. Den beschloß er zu gehen. Auf halbem Weg machte er in einer Hütte Rast und kam aus dem Wald heraus, als er weiterging.

Er war stundenlang marschiert, die Beine liefen wie von allein. Langsam wurde er müde. Er ging auf einem Fußgängerweg, neben einer Straße, inzwischen hatte er das Werk weit hinter sich gelassen. Da der Autoverkehr ihn nervte, beschloß er, die Straße zu verlassen und sich in die Büsche zu schlagen.

Aber auch hier blieb er nicht lange, da eine Bahnlinie hier entlang führte. Es war sicher gefährlich und auch verboten, hier zu gehen. Das zeigte sich schon allein durch die Güterzüge, die vorbei fuhren.

Bei der nächsten Gelegenheit kletterte er den Hang deshalb wieder hinauf und befand sich auf dem Gehweg einer Straße. Er war in einem Industrieviertel, wie die Werke, die sich um ihn herum befanden, verrieten.

Er ging schon wieder eine Weile, als ein Jeep neben ihm hielt. Der Fahrer in Zivil machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich auf einer nicht öffentlichen Straße befand. Der Mann ließ sich den Weg erklären, verließ die verbotene Straße und wandte sich nun endgültig heimwärts zum nächsten Bahnhof.

*Karl Farr*

*1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“, ein Beitrag in der Anthologie „Die Kriegsgeneration“ (Herausgeberin Betti Fichtl) in der Edition Wendepunkt (ISBN 3-935848-94-9, [www.ew-buch.de](http://www.ew-buch.de)).*

# *Printemps dans le Jardin de Plantes*

Es ist der 28. April 1903, 9 Uhr 13 am Vormittag. Der Tierarzt Jacques Le Point schlendert die Käfige der Raub- und Wildtiere entlang. Er muß zu Nummer Dreizehn ganz hinten im Revier „La Tristesse“.

Nun ist er da. Er sieht den schwarzen Panther, der unruhig hin und her tritt, ruft ihn mit Namen: „Emil, Emil, ja wie geht´s denn so alle Tage?“

Vorerst fühlt sich Emil gar nicht angesprochen. Er denkt an einen Fraß mit Schweineschwarteln, Kraut und Erdäpfeln vor dreizehn Tagen, und beutelt sich ab.

Emil dreht seine Runden mit geschmeidigem Gang. Immer wieder. Plötzlich bleibt er stehen, blickt an Jacques vorbei ins Leere und spricht: „Wie´s mir geht? Anfangs glaubte ich in einem güldenen Käfig zu sein; mein Essen habe ich ja täglich... manchmal sogar „à la Carte“; dreizehn kleine Spielgefährten hatte ich – wie du weißt – aber seit ca.zehn Wochen muß ich hier alleine hausen. Meine Gefährten sind nach München verkauft worden.

Es besuchen mich ja viele Menschen, pro Tag, etwa 13000 Stück. Auch Kinder sind dabei - aber sie lachen dann so dämlich. Wenn sie zu viel kichern, drehe ich mich um und zeige ihnen mein Hinterteil. Da vergeht ihnen das Lachen. Sie zählen dann bis dreizehn und rennen davon. Gestern habe ich sogar geweint. Wie? Es war wirklich so, du kannst es mir glauben. Ich möchte wieder dorthin, von wo ich gekommen bin. Die großen, weitausladenden Bäume, ein

undurchdringlicher Wald, viele andere weibliche und männliche Artgenossen. Auch hatte ich dort ein eigenes 13 Hektar großes Revier, eine liebe anschmiegsame Braut – wir wurden getrennt. Bestimmt ist „Angélique“ auch traurig. Ganz wahnsinnig bin ich hier schon.

Keinen klaren Gedanken kann ich mehr fassen... Soll das hier so weitergehen? Wie lange noch? Ich halt´ es nicht mehr aus. So ein Leben ist kein Leben für mich. Ich gefalle zwar den Besuchern, diese fotografieren mich noch zu Tode. Aber die Besucher sind mir zu fade.

Speiübel ist´s mir, wenn ich ihre Kleidung anschauen muß – zum „aus der Haut fahren“.

Nimm mich hier raus, Jacques, sogleich, bitte, sonst mache ich mit mir selbst ein Ende; ich trete in den Hungerstreik, jawohl, jawohl. Lache nicht, es ist mein Ernst. Dreizehn Tage werde ich wohl ohne Essen auskommen...

Heute laß´ ich mich von dir nicht untersuchen. Einen Psychiater kannst du mir schicken, so weit ist es schon mit mir.“ Emil seufzt und dreht weiter seine Runden.

*Elfriede Herold*

*in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.*

## *Wahnsinn oder nicht*

Eines Morgens blieb die Zeit einfach stehen. Oder kam es mir nur so vor? Ich saß am Frühstückstisch und begann zu schwitzen, obwohl die Zimmertemperatur kaum über 13 Grad war. Ein ähnliches Gefühl hatte ich vor einem Jahr schon einmal; es war während eines Spazierganges in der Lobau gewesen. Das andere Mal befiel mich dieses Gefühl während einesurlaubes am Fuschlsee vor zwei Jahren mit meiner Freundin Susanne Ussel; ich schwamm im See alleine, hatte plötzlich ein ungutes Gefühl der Machtlosigkeit des Menschen; ich dachte, wenn jetzt die Welt unterginge, wäre das für viele Menschen sehr schlecht, am übelsten aber für mich. Für einige wäre es vielleicht sogar vorteilhaft.

Was heißt Weltuntergang? Wenn ich jetzt sterben müßte, hätte ich das Gefühl der Unausgefülltheit und großer Versäumnis nicht vollbrachter Leistungen. Damals wurde mir im Wasser fast schwindelig, und ich hatte Mühe, an Land zu kommen.

Ein Jahr später in der Lobau lief es mir heiß und kalt den Rücken herunter, als mich wieder dieses sonderbare Gefühl beschlich. Ich wusste nicht, woher es kam; ich konnte es nicht verscheuchen. Ich liebte das Leben trotz seiner Ärgernisse.

Ich erhob mich langsam vom Frühstückstisch, sah auf die Wanduhr; sie war stehen geblieben.

Es war schon sehr licht draußen. Wie spät mochte es sein? Meine Armbanduhr ging zwei Stunden nach. Ich machte einen Blick auf sie. Kein Ticken war zu hören.

Zu dumm, wenn ich nicht solche Kopfschmerzen hätte; ich ließ mich auf die Couch fallen, legte mich auf den Rücken und schlummerte ein und träumte, ich

schwämme alleine im Fuschlsee weit vom Ufer entfernt, bekäme einen Krampf im rechten Bein; eine größere Welle überrollt mich; ich drohe zu versinken; das eine Bein wird immer schwerer; ich will schreien, bringe aber keinen Ton heraus; das Bein zieht mich unweigerlich in die Tiefe; es ist aus mit mir. Ich war aufgewacht, schnappte nach Luft; mich fror. Wie lange hatte ich geschlafen? Warum brauchen wir eigentlich so unbedingt das Zeitgefühl, welches das Tier nicht besitzt? Ich hatte keine Ahnung, ob es Mittag war oder später; ich dachte, wenn ich im Wald leben würde, bräuchte ich keine Uhr.

Ich begann wieder, an die Unbeständigkeit der Menschen zu denken. Der Kreis hatte sich wieder geschlossen bzw. meine Gedanken kreisten in weite Fernen; stoßweise kehrten sie wieder zurück.

Aber es gibt auch lichte Seiten des Lebens, daran dachte ich ebenfalls in diesem Augenblick.

*Thilo Bachmann*

*von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.*

## *Zwiegespräch zwischen Fernseher und mir*

Das war keiner der guten Tage gewesen. Mein Chef hatte mich heruntergeputzt wie einen Hilfsarbeiter und meine neue Bekannte hatte kurzfristig wegen Migräne abgesagt. Also wartete wieder ein einsamer Abend auf mich, den ich zu Hause vor dem Fernseher verbringen musste. Irgendwie brachte mich das auf die unselige Idee, meine uralte Flimmerkiste aus dunklem Holz und grauer Mattscheibe zum ersten Mal mit Namen anzusprechen. Ich hatte den Anorak draußen im Flur auf den Haken gehängt, die Turnschuhe abgestreift und tappte nun strümpfig in mein winziges Wohnzimmer. Ich drückte auf den Anschaltknopf des Fernsehers, grüßte ihn beiläufig mit: „Servus Oliver!“ und wollte mich in den sandbraunen Cordsessel werfen, als hinter mir eine näselnde Stimme quäkte: „Wie nennst du mich? Oliver gefällt mir nicht. Wer sagt dir, daß ich männlich bin? Mein Name ist Daphne.“ Mir wurde heiß und kalt, als ich mich umdrehte, aber es war niemand im Raum. Auf dem Bildschirm des Fernsehers erschien jedoch das schmale bleiche Gesicht einer Blondine mit Stupsnase, das mich wütend anzustarren und mit mir zu sprechen schien. Fieberhaft überlegte ich, zu welchem Sender diese Sprecherin gehörte, aber ich hatte sie noch nie gesehen. Die blonden Augenbrauen über ihren hellblauen Augen hatten sich zusammen gezogen. Sie wiederholte: „Mein Name ist Daphne, Otto, merke dir das.“ Mir fiel auf, dass sie anscheinend einen grauen Overall trug wie jemand, der in einem Fernseher herum kroch, um ihn zu reparieren. Mit weichen Knien ließ ich mich in meinen Lieblingssessel sinken. Um zu prüfen, ob sie wirklich mit mir sprach, erwiderte ich: „Ich heiße Arnfried, nicht Otto.“

„Gleichviel, Otto, äh Arnbert.“ Sie machte eine nachlässig wegwerfende Handbewegung. Würde sie nicht so

hochnäsiger reden, hätte ich sie hübsch gefunden. Ich knurrte: „Ärgere mich nicht, Daphne! Arnfried, bitte.“

Sie schmolte ein wenig: „Das ist ein blöder Name, aber lassen wir das. Moment.“ Sie bückte sich kurz nach unten aus dem Blickfeld heraus, aber sie tauchte im nächsten Augenblick wieder auf und trug einen roten Strickpullover und hatte sich auch dezent geschminkt. „Also“, fragte sie unternehmungslustig, „was machen wir heute Abend? Sehen wir uns wieder einen spannenden Krimi an? Ich finde es so ulkig, wie du dabei Glubschaugen machst und den Frauen in der Dusche Warnungen zurufst. Du weißt doch sicher, dass du nichts am Verlauf des Films ändern kannst, oder?“ Sie kicherte.

Mir war es peinlich, daß jemand gesehen hatte, wie ich mich heimlich gehen ließ. Wenn man alleine fern sieht, dann geht man davon aus, dass man wirklich machen kann, was man will!

„Oder“, fragte sie nun sachlich wie eine Bedienung, die eine Speisekarte herunter betet: „Wie wäre es mit dem Universum oder das Hickhack der politischen Sendungen in Offengesagt?“

Krampfhaft überlegte ich, ob ich bei diesen Sendungen auch irgendetwas Peinliches zu tun pflegte.

„Ähm“, machte ich verunsichert. „Such du doch aus, was dir gefällt.“

Im nächsten Moment flatterte bunte Wäsche auf der Leine im Sonnenschein und zwei Hausfrauen unterhielten sich darüber, dass es noch reiner ginge als einfach nur weiß.

Ich höhnte: „Gar so tolle Sendungen sind es auch nicht, Daphne, die du zu bieten hast.“

„Wieso?“ fragte Daphne ahnunglos und unsichtbar. „Ich erfahre gerne mehr über euer Leben da draußen. Warum sind eigentlich deine Tennissocken so grau, Rainer?“

Ich verschränkte die Füße und schob sie in den Schatten des Sessels. „Weißt du“, erklärte ich, jetzt ganz in meinem Element, „die Werbung, das ist doch sowieso alles Betrug. Du darfst nicht alles glauben, was im Fernsehen kommt.“

„Nicht?“ fragte sie entsetzt, die Wäscheleine riss mitten entzwei und nun erschien wieder Daphnes Gesicht auf dem Bildschirm.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, noch eins drauf zu setzen: „Die Krimis ‚Der Alte‘, ‚Ein Fall für zwei‘ oder ‚Tatort‘ werden immer fader, den Deutschen fällt nichts Besseres ein und ihre Schauspieler langweilen sich ja selbst beim Drehen.“

Daphne erwiderte schnippisch: „Du bist auch nicht gerade aufregend. Ist dir schon aufgefallen, dass du immer dieselben Sätze verwendest? Spiel du mal einen Inspektor oder einen Privatdetektiv.“

„Privatdetektiv? Na, da hätte ich schon einige Einfälle.“ Ich lehnte mich cool im Sessel zurück, setzte mir als Hut ein Sofakissen auf den Kopf, das ich tief in die Stirn zog, und rauchte gelassen eine dicke Zigarre, die es nicht gab. So paffte ich zufrieden in die Luft.

Daphne lachte. „Ach, Otto, äh Arnbold, egal, du bist nur vorlaut und goschad, sonst nichts. Du als Privatdetektiv? Da muß ich laut kichern. Du bist viel zu behäbig. Kannst du überhaupt mit einer Waffe umgehen?“ Sie richtete eine Pistole auf mich, die erschreckend echt aussah.

Ich winkte ab: „Das brauche ich nicht. Dafür war ich früher Englisch- und Lateinlehrer und eigne mich daher als Agent im Ausland. Auch Französisch habe ich gelernt.“

Daphne setzte sich eine Brille auf und blätterte in einem Wörterbuch. „So siehst du aus“, sagte sie lehrermäßig und blickte mich über den Rand ihrer Augengläser hinweg streng an. „Sag mir ein paar englische und lateinische Sätze.“

„Das ist mir zu albern mit dir. Es ist unter meiner Würde, dir etwas beweisen zu müssen.“

Was rede ich überhaupt mit dir? Du bist in keiner Weise gebildet, weder in Literatur,

Musik, Malerei oder Fremdsprachen. Du plapperst immer nur anderen nach!“

„Ha, ha, und was hast du heute von deinen Sprachenkenntnissen, wenn du niemanden unterrichtest? Außerdem ist Latein eine tote Sprache.“ Schnippisch gestand sie mir zu: „Aber immerhin sprichst du Englisch.“

Sie zeigte das Innere eines Flugzeugs, worin sie in der Uniform einer Stewardess den Getränkewagen den Gang entlang schob, sich zur Kamera vorbeugte und mich freundlich fragte: „Coffee, Sir? Coke, tomato juice?“ Ihre Aussprache klang tadellos, das musste man ihr lassen.

„Whisky“, bestellte ich kühn.

„Whisky?“ fragte sie schockiert. „Ist das alles, was du auf Englisch noch sagen kannst, Ernie?“

Ich konterte: „Dann übersetze mir mal gleich den Satz: *Beatus ille, qui procul negotiis*. Jetzt schaust du geistlos.“

Plötzlich stand sie in einem Klassenzimmer vor einer Tafel, noch immer in ihrer Stewardessen-Uniform, und nagte an ihren Fingernägeln. Sie erklärte hilflos: „Ich kenne die Beatles oder die Stones, aber davon habe ich noch nie gehört, *ille quo?*“

Streng sagte ich: „Das dachte ich mir schon, daß du so dämlich bist und es nicht weißt. Ich helfe dir ein wenig. Glücklicherweise ist jener, der fern ist von den Geschäften.“

Sie lächelte, setzte sich auf den Lehrerpult und baumelte mit den Beinen, die ich nun das erste Mal sah: wohlgeformte Waden in abenteuerlich hohen Pumps. „Siehst du, dieser Satz in deutscher Sprache ist ganz mein Stil. Ich ziehe es vor, nichts zu arbeiten und fröne der Muße. Wozu arbeiten?“

Plötzlich lag sie auf einer Picknickdecke in einem Park auf dem fast schon blendend grünen Rasen. Trotzig fügte sie hinzu: „Und trotzdem ist Latein eine tote, trockene und eintönige Sprache, die niemand spricht.“

Ich knurrte: „Und du wirst gleich tot sein, wenn du so viel Blödsinn redest. Latein ist die Grundsprache aller Sprachen. Oder willst du von mir eine Watschn haben?“

Sie lachte und trug in der nächsten Einstellung Boxhandschuhe, die sie scheinbar geübt vor sich hielt, bereit zum Kampf: „Komm, schlage mich doch, Arnbold, du traust dich eh nicht! Du und mir eine Watsche geben? Du verträgst die Wahrheit nicht. Du bist unsportlich, zu dick, kannst keine Fremdsprachen, mit deinem Latein kannst du dir nichts kaufen. Gib zu, du bist eine Doppelnul.“ Sie hatte die Unverschämtheit, eine Toilettentür zu zeigen, auf der zwei schwarze Nullen aufgeklebt waren und darunter der Scherenschnitt eines dickbäuchigen Männchens, das sitzt.

Ich sah mich nach etwas um, das ich werfen könnte. Dann ließ ich es sein und

sagte: „Was rege ich mich auf? Daphne, dich nimmt niemand ernst.“

Sie lachte und erschien wieder, dieses Mal mit einer roten Clowns-nase im Gesicht. „Das stört mich überhaupt nicht. Wenn mich keiner ernst nimmt, dann kann ich sagen, was ich will. Und jetzt laß mich in Ruhe, Ausgefressener.“

Ich ging beleidigt auf meinen grauen Tennissocken aus dem Wohnzimmer, um mir in der Küche ein Abendbrot und ein Gläschen Wein zu gönnen. Und demnächst wird Daphne gegen einen Flachbildschirm ausgewechselt.

*Thilo Bachmann und Andrea Herrmann*

## *Hast du schon das Neueste gehört von Hans?*

Hast du schon das Neueste gehört von Hans – du weißt schon, der der immer diese schrecklich bunten Hemden mit den scheußlichen Krawatten trägt – der geht jetzt einmal die Woche zum Psychiater und legt sich auf die Couch. Eigentlich kein Wunder, bei den Klamotten, die er immer trägt. Patrick lässt sich scheiden – da fällt mir ein, wir könnten doch mal wieder ins Kino oder ins Theater gehen. Robert hat sich ein neues Auto gekauft und Bettina sieht mal wieder Mutterfreuden entgegen. Wieso kommst du jetzt plötzlich auf die Idee, dir einen Hund zu kaufen? Ich bin zwar ein Mann für alle Fälle – du brauchst jetzt gar nicht zu weinen – aber ein Mann, der einen Hund mag, bin ich wohl kaum. Beruhig dich wieder und lass uns lieber über unseren nächsten Ausflug reden.

*Susanne Ulrike Maria Albrecht*

*geboren 1967 in Zweibrücken, absolvierte eine Ausbildung zur Schauwerbegestalterin und eine private Schauspielausbildung. Von ihr erschien bereits der Band „Umkehr ausgeschlossen“ sowie einige*

Willst du lieber segeln oder wandern gehen?

Ja, ich weiß, du träumst von einer romantischen Reise in die Südsee – als Hochzeitsreise ideal, aber lass uns doch mit dem Heiraten noch etwas warten und hör endlich auf zu streiten. Außerdem sagst du selber, du willst erst einmal Karriere machen, und mit deinem Tanzen läuft es doch gerade so gut.

Ich will nicht vom Thema ablenken, aber ich werd jetzt unser Gespräch beenden. Du wirst zu deiner Probe gehen und ich hab auch noch etwas zu erledigen – also werden wir jetzt gleichzeitig den Hörer auflegen.

Also bis heute Abend, mach´s gut und viel Glück bei deiner Show – natürlich liebe ich dich, das weißt du doch ganz genau – also dann bis nachher, Klaus.

*weitere Werke in Anthologien. Im April 2007 stellten wir im Veilchen das Exposé ihres Romans „Verdächtige und andere Katastrophen“ vor.*

# Lyrik

## Frühling

Der Boden fängt zu tauen an,  
die Sonne scheint jetzt wärmer.  
Die Vögel schauen aus dem Nest,  
der Winter ist nun ärmer.

Bäume strecken dürre Äste in die Luft  
das alte Laub liegt noch im Walde.  
Über den Dörfern liegt ein Duft,  
und wärmer wird's nun balde.

*Karl Farr*

## Gartengebete

Die meisten Menschen lieben ihren Garten,  
um auszuruhen und sich zu erholen.  
Der erste Sonnenstrahl trifft unverhohlen  
ihr Herz. Es kann das Frühjahr kaum  
erwarten.

Mein Gott, hab' Dank! Es ist so schön im  
Grünen.  
Ganz kribblig wart' ich auf die erste Blüte  
und führe mir im Geiste zu Gemüte  
den Sang der Hummeln oder Bienen.

Ich fühl des Lenzes laue Lüfte treiben,  
erstehe Blumen für Balkon und Beete  
und schleppe, was ich brauche, bald  
zusammen,

bis alle Knochen sich an Knochen reiben.  
Da trifft die Hexe! Au! Und Stoßgebete  
Entfliehen mir. Mein Rücken steht in  
Flammen!

*mary west*  
*geboren 1953, in der Altenpflege tätig,*  
*schreibt seit 2002 und wurde schon*  
*vielfach veröffentlicht*

**Kahl  
Schlag**

ich  
ich vermisse

ich vermisse dich  
ich vermisse dich nicht

ich vermisse dich nicht mehr  
ich vermisse nicht mehr

dich nicht sehr  
zu vermissen

tröstend  
zu wissen

*20.09.2007  
Essen/ Ruhr*

*Arno Peters*

## ‘vielleicht’

vielleicht ist Glück  
ein Augenblick  
ein Handgeschick  
dein Zaubertrick  
Klänge Musik

vielleicht ist Glück  
nicht Zeitvertreib  
ein „Geh nicht, bleib“  
ein S e e l e n w o r t  
dein Lieblingsort

vielleicht ist Glück  
dein starker Wille  
Natur und Stille  
ein Abschiednehmen  
leidhaftes Schämen

vielleicht ist Glück  
ein heller Ton  
Liebe ohne Argwohn  
ein Stück Zuhause  
im Weltgebraus

vielleicht ist Glück  
zum Greifen nah  
erreichbar, klar  
unendlich ferne  
wie Himmelssterne

das Glück hat keine irdische Adresse  
wer´s zwingen will, fällt auf die Fresse  
es kommt und geht, bleib ständig Gast  
glücklich, wer´s spürt und nicht verpaßt

*geschrieben*  
*17.09.2007*

*Essen/ Ruhr*

*Arno*  
*Peters*

# Rezension: „Das magische Hospital“ von Cornelia J.A. Frankenbach

Die Kiju-Klimuk (kurz für „Kinder- und Jugendklinik für magische Unfälle und Krankheiten“) in der Villa Valerius liegt im Mittelrheintal. Wir nicht magisch Begabten ahnen nur nichts davon. Mit ihrem mehr oder weniger kauzigen Personal und verschiedensten Patienten aus ganz Europa ist sie eigentlich ein heimeliger Ort, an dem Dr. Yves Veron sich nach Forschungsarbeit und Weltreisen als Lehrerin niederlassen möchte. Magische Errungenschaften machen den Aufenthalt dort angenehm. Wie Yves in ihrem putzigen französischen Akzent bemerkt: „Was es nischt alles gibt!“ Wilde Ausflüge auf einem Rennteppich Ferraro Formel 001, dessen Spoilerfransen der besseren Dynamik wegen fleißig gebürstet werden, sowie neckische Wortgefechte mit dem Antifeminsorium einnehmenden hektischen Professor Ruppert lassen keine Langeweile aufkommen.

Doch der Friede wird bedrohlich gestört durch mysteriöse Todesfälle, die Haustiere und Patienten hinwegraffen. Seine dunkle Vergangenheit holt Orlando Ruppert genau in dem Moment ein, als er am glücklichsten ist. Nun ist all seine Kompetenz gefragt! Und: Kann er seinem Spiegel noch trauen?

Dieser Roman hat alles, was ein Krimi braucht: Eine in sich geschlossene Welt, innerhalb derer ein Bösewicht zu finden sein muss, zwischenmenschliche Konflikte, die viele zu Verdächtigen machen, Freundschaften und verborgene Aversionen. Nur gibt es keinen dominierenden Detektiv, sondern unfähige Kriminalbeamte, die im Dunkeln tappen, während ein ganzes Heer von Freunden die Klinik auf den Kopf stellt, um den Verräter zu enttarnen. Dieser Zusammenhalt führt dazu, dass der Leser stets hofft, dass die Sache doch noch gut ausgeht, trotz der

medizin-magisch verwickelten Lage, in der Yves sich nach einem Angriff befindet.

Das magische Hospital ist eine Welt für sich, in der es einige Spezialbegriffe und Abkürzungen zu lernen gilt, wie immer, wenn man in eine neue Welt eintritt. Als Leser lernt man bis zur letzten Seite noch neue Krankheiten, exotische Wesen und Zauber kennen. Glücklicherweise sind die sprechenden Namen aller Handelnden – man kann nicht immer von Menschen sprechen – sehr leicht zu merken. Jeder trägt genau den Namen, der zu ihm passt. Jeder.

Der Roman beginnt gemütlich, und dem Leser wird auf den ersten hundert Seiten genügend Zeit gelassen, um die Personen und Räumlichkeiten im liebevoll gemalten Detail kennen zu lernen. Man glaubt dann genau zu wissen, wer wen mag, liebt oder hasst. Dadurch wiegt man sich erstmal in Sicherheit. Doch nach dieser Einführung nimmt der Roman an Fahrt auf und steigert das Tempo zum Ende hin immer mehr bis zum grandiosen, schrecklichen Finale. Dann passiert alles so schnell, dass man kaum alles erfassen kann.

Als Kriminalroman ist das Buch eine spannende Verquickung von gleich drei miteinander verknüpften Rätseln, als Fantasy-Roman ein vor Ideen und Witz sprühendes Feuerwerk. Ich zitiere: „Sie können sich Ihre Doktorarbeit von den Zwergen abkaufen.“ Wer Harry Potter mag, mag auch diesen Fantasy-Roman!

Und das Gute ist: Das Ende des ersten Bands klingt wie der Anfang einer zweiten Geschichte mit Yves und Orlando.

Cornelia J.A. Frankenbach, 1960 in Mainz geboren, arbeitete viele Jahre lang als Kinderkrankenschwester in einer Universitätsklinik. Die verheiratete Mutter zweier Kinder liebt Malerei und Literatur. „Das magische Hospital“ ist ihr erster

Roman. Sie hat ihn bereits auf zahlreichen Lesungen vorgestellt, einschließlich ihrer Zeichnungen von den Figuren des Romans.

Frieling-Verlag, 2006

384 Seiten, Taschenbuch  
14,90 € ISBN 978-3-8280-2338-3

Rezensiert von Andrea Herrmann

## Rezension von „Die andere Seite der Nacht“ von Eva Schwarz

Dieser Lyrikband entstand auf einer zweimonatigen Reise, bei der Eva Schwarz Abstand nahm von den alltäglichen Sorgen, der Furcht, den Sachzwängen und falschen Kompromissen. Es ging nur noch der Sonne entgegen!

Aus dieser Losgelöstheit der Reisenden entstanden harte Appelle, die von Ausrufezeichen eingerahmt, Substantive auftürmen und die Schlechtigkeit der Welt betonen, die sie zurück gelassen hat. Antike Mythologie und moderne Maschinenwelt greifen schmerzhaft ineinander, um sich zu düsteren Weltuntergangsszenarien zu vermischen. Alle Farben des Leids und des Schmerzes fließen von Eva Schwarzs reichhaltiger Palette.

Der Band schließt mit drei Märchen ab.

Leseprobe:

*Der Schrei*

*Medea weint immer noch  
Und die Götter schlafen fest.  
Kain auf dem Steckbrief am Damm  
Und eine Taube stürzt zu Boden in Harm.*

*Jammertal direkt neben der Deponie  
In Fässern abgefüllt Mitgefühl als  
Sondermüll*

*In hohen Zeiten der erquicklichen Agonie  
Schöpfen wir indes aus dem Topf der  
Fülle.*

*Apokalyptische Reiter im leichten Trab  
Kehren die Priester mit Hexenbesen  
Ein toter DJ legt Hymnen auf, vergebens  
Und Morpheus lächelt wissend in seinen  
Sarg.*

*Mummenschanz und fröhlicher Totentanz  
Der Schrei fällt aus dem Rahmen  
Bleierne Zeit ist wieder all bereit  
Und wir kichern erlöst über Dramen.*

*Ob plumper Rassenwahn, ob Fanatismus  
Keiner versteht ihn mehr, den  
Simplizismus*

*Im Orkus liegt selbst der Styx im Sterben  
Zuviel Menschengift war zur Stund sein  
Verderben.*

Die Autorin veröffentlicht unter anderem Pseudonym schon seit Jahren historische Romane.

Cenarius Verlag Hagen  
Taschenbuch, 117 Seiten, 9,90€  
ISBN 978-3-940680-04-4

Rezensiert von Andrea Herrmann

# *Rezension: „Emotionen. Gefühle literarisch wirkungsvoll einsetzen“ von Susanne Konrad*

Frau Konrad beschreibt auf 156 Seiten, wie man in literarischen Werken Gefühle vermitteln kann. Gefühle, von der sich - bei guter Umsetzung - der Leser garantiert gefangen nehmen lässt. In kurzweiligen, gut durchstrukturierten Abschnitten und Kapiteln führt sie Autor/innen durch die vielfältigen Möglichkeiten, ihren Figuren und Texten individuelle Gesichter zu geben. Mit vielen schnell oder auch mal umfangreich zu bearbeitenden Anregungen führt sie direkt von der Theorie in die Praxis. Sie definiert Emotionen und Empfindungen mit deren Ausdrucksweisen, gibt Hinweise zu Präsentationsebenen wie Lauten, Klängen, Wahl von Vokalen, Rhythmik und feststehenden, Gefühl auslösenden Worten wie Heimat, Tod u.ä., Metaphern, Rhetorik und Darstellung der Gefühle. Weiterhin schreibt sie über Auslösung und Verlauf von Emotionen, Dramaturgie und Emotionen in der Geschichte, über

Spannungsbögen, emotionale Muster, Motive, Themen und Techniken sowie die Vermeidung von Kitsch und Klischees. Ein Glossar ergänzt dieses lesenswerte Buch.

Das Buch ist einfach zu lesen, verdeutlicht Informationen mit Beispielen aus der Literatur und mutiert bei Interesse zu einem Buch mit umfangreichen Übungen, die den Autor/innen helfen sollen, ihre Figuren und Texte dreidimensional zu gestalten.

Ich denke, ich werde immer mal wieder Gebrauch machen von ihren Anregungen, um mir verschiedener Textgestaltungen und Techniken bewusst zu werden.

Das Buch ist kartoniert im Autorenhaus-Verlag erschienen und kostet 12,80 €  
2007, Berlin  
ISBN 978-3-86671-018-4,

*Rezensiert von mary west*

# Rezension: „Der schwarze Bauer und Der Fall Bekali“ von Hans-Jürgen Weddy

Dieses Buch erzählt zwei Kriminalnovellen, die beide in einem ganz speziellen Milieu spielen. Der Klappentext fasst die Handlung des ersten, „Der schwarze Bauer“, folgendermaßen zusammen: „In einem verlassenen Bahnwagen wird eine Leiche gefunden. Kommissar Schubajew findet bald heraus, dass der Tote eine Verbindung zu den Schachspielern des Ortes hatte. Was aber war der Grund für den Mord? Und welche Bedeutung hat der schwarze Bauer, den man mit dem Blut des Ermordeten findet?“ Die Geschichte ist im Eisenbahner- und Schachspielermilieu einer russischen Provinzstadt angesiedelt, wo die alten Männer sich tagsüber die Stühle eines Cafés leihen, um gegen Geld zu spielen. Lomonosow liegt in der Nähe von „Leningrad, jetzt Petersburg“. Eigentlich alles ganz geruhsam. Wer kein Geld hat, leiht sich von dem, der besitzt. Und beim Spiel gewinnt man mal und ein andermal verliert man. Und so haben alle ihr Auskommen. Oder nicht? Die Suche nach dem Mörder wird zum Schachspiel zwischen erfahrenen Strategen. Auch der blutige schwarze Bauer führt nicht zum Mörder. Durch regelmäßige Perspektivenwechsel sitzt der Leser abwechselnd auf beiden Seiten des Spielbretts und erfährt den Tathergang, während der Kommissar die Suche zunächst aufgibt, nachdem er alle Verdächtigen hat von der Liste streichen müssen.

Ich habe diesen Krimi gerne gelesen wegen des exotischen Milieus und der gemächlichen, beruhigenden Atmosphäre. Der Krimi hat so gar nichts von einem amerikanischen Reißer, in dem blutrünstige Serienkiller jede Nacht ihre Wahnsinnstat ausüben. Hier findet man lauter anständige Leute und dass einer den anderen erstach, das muss seinen Grund

gehabt haben. Gerne hätte der Krimi auch länger sein dürfen, was mehr und mehr verwinkelte Schachzüge zwischen dem Kommissar und den Verdächtigen erlaubt hätte.

Anders herum gestrickt ist der zweite Krimi, in dem ich fast jeder der Halbweltgestalten zumindest einen Totschlag zugetraut hätte. Der Klappentext schreibt: „Auf einem Segeltörn nach Göteborg geht der wohlhabende Skipper John Bekali über Bord. War es ein Unfall oder gar Mord? Immerhin soll die Versicherung 5 Millionen an die Hinterbliebenen zahlen. Dieter Holm, Versicherungsdetektiv, versucht Licht in die mysteriösen Umstände des Todes vom erfahrenen Segler Bekali zu bringen.“

Man sollte sich das Achterdeck des Segelschiffs Kassiopeia gut vorstellen können oder den am Ende des Buchs mitgelieferten Grundriss konsultieren. Denn es kommt darauf an, sich den Unfall bildlich vorstellen zu können. Entweder kennt der Leser sich bereits aus mit den Fachbegriffen des Segelns oder er lernt es bis zum Ende der Geschichte, auch ohne die angehängten Worterklärungen. Er weiß dann, dass eine Patenthalse des Besans von backbord nach steuerbord tödlich sein kann. Und man fragt sich nur noch, warum und seit wann die Besanshot klar war. Der Krimi ist raffiniert gemacht und verlangt etwas Konzentration. Aber wer beim ersten Mal den Unfallhergang nicht ganz versteht, bekommt eine zweite Chance. Dieser Krimi bietet eine spannende Gelegenheit, Seeluft zu schnuppen!

EPLA-Verlag 2007  
Taschenbuch, 126 Seiten,  
ISBN 3-925580-92-1

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

## *Rezension: „Licht am Ende des Tunnels“ von Gerd Egelhof*

„Mauritz hat aufgehört, sich eingehender mit Menschen zu beschäftigen. Das kam ganz plötzlich über Nacht und mit einer Endgültigkeit, dass er erst dachte, er müsste sich dafür schämen.“ Misanthrop Mauritz ärgert sich über inkompetente Bücherhändlerinnen, über reisende Rentner und unansehnliche Erzieherinnen. Er kennt sich im Fernsehprogramm aus, die Gastgeber der Talkshows sind für ihn alte Bekannte.

Nur ansonsten klappt nichts. Der mittellose Schriftsteller steckt in einer Schreibblockade fest, seine Freundin hat ihn verlassen und seine wenigen Bekannten sind alle frisch verliebt. Katja, die Germanistikstudentin, die im selben Café Stammgast ist, muss die Initiative ergreifen und ihn zu seinem Glück zwingen. Leider hält auch dieses nicht lange an. Die Schreibblockade jedoch sehr wohl, so dass Mauritz schließlich wieder als Buchhändler arbeitet. Ein mögliches Happy End wird nur grob skizziert und scheint erst nach der Verrentung zu liegen. Diese Erzählung ist keine Entwicklungsgeschichte, bei der unser Held sich am Ende grundlegend geändert hätte. Das Leben erscheint vielmehr als ein ständiges und willkürliches Auf und Ab. Mal läuft es und mal läuft es nicht. Mit den Augen des distanzierten Außenseiters wird die Trostlosigkeit des Alltags, zwischenmenschlicher Beziehungen und alles Strebens dargestellt. Starke Worte und Bilder verstärken die frustrierten Spitzen stilistisch hochwertig.

Ich persönlich fand dieses Buch bedrückend. Wie kann man sich das Leben selbst so schwer machen? Ich hätte den ewig nörgelnden Mauritz am liebsten an den Ohren gepackt und geschüttelt. Entsprechend habe ich von ihm nichts gelernt. Schade. Ich hätte mir der Gerechtigkeit und Ausgewogenheit wegen gewünscht, dass die zweite Hälfte des Buchs darin besteht, dass Mauritz wirklich wieder das Gute im Leben und die schönen Details entdeckt, die Menschen nimmt wie sie sind und das Beste aus allem macht. Damit beide Seiten des Lebens und vor allem beide Sichten auf dasselbe zu ihrem Recht kommen.

Gerd Egelhof, 1970 geboren, lebt und arbeitet in Waiblingen bei Stuttgart.

„Licht am Ende des Tunnels“ ist seine erste Erzählung. Für seine Lyrik wurde er vom Land Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Taschenbuch, 72 Seiten

Books on Demand GmbH, Norderstedt,  
2007, 5,- €

ISBN: 978-3-8334-8411-7

*Rezensiert von Andrea Herrmann*

# Buchvorstellung:

## „Hannahs Haus“ von Susanne Koch

### Prolog

Berliner Zeitung:

Katastrophe im Haus am See

Berlin, 16. August 1939

Noch immer konnte das furchtbare Unglück, das am 14. August 1939 zwei Menschen das Leben kostete, nicht aufgeklärt werden. Das Drama, das sich vor wenigen Tagen im Haus am See abspielte, gab sogar der Polizei immer mehr Rätsel auf. Das einzige, das man schließlich in Erfahrung bringen konnte war, dass in der Nacht zum 14. August 1939 die etwa fünfzehnjährige Annie von Weißenberg an einer schrecklichen Krankheit verstarb. Ihr Vater Richard, Graf von Weißenberg, wurde noch in derselben Nacht, ebenfalls tot, im nahe gelegenen See aufgefunden. Vermutlich Selbstmord!

Doch niemand weiß Genaueres. Die übrigen Familienmitglieder derer von Weißenbergs, wobei es sich hauptsächlich um die Mutter Annes und Ehefrau des ertrunkenen Mannes handelte, stand nach den furchtbaren Ereignissen unter Schock und war deshalb bisher noch nicht vernehmungsfähig. Zudem hatte sie schon am Tag nach dem Unglück wieder die Heimreise in ihren nahe gelegenen Heimatort im Spessart angetreten.

Noch immer ist nicht nur unklar, wie es zu den schrecklichen Vorfällen gekommen war, sondern auch die Frage nach der Ursache konnte noch immer nicht beantwortet werden. Es konnte weder ein Grund noch ein Motiv für das Unglück ermittelt werden.

Besonders aber die Frage nach dem Motiv war es, das die Polizei noch lange danach in Atem hielt. Als Erstes stellte sich natürlich die Frage, woran die junge Frau letztendlich gestorben war. Eine genauere Untersuchung der Leichen ist angeordnet worden. Eine weitere Frage war auch, warum der Familienvater kurz nach dem Tode seiner Tochter tot im See gefunden worden war.

Nach ersten Erkundigungen, die die Polizei eingeholt hatte, handelte es sich bei den von

Weißenbergs angeblich um eine glückliche, zufriedene Familie.

Fragen über Fragen. Die polizeiliche Untersuchungen werden fortgesetzt. Und um wirklich jeden Verdacht eines eventuellen Verbrechens aus dem Weg zu räumen, wurde die Kriminalpolizei eingeschaltet.

Nachdenklich legte Hannah McGregor die Zeitung aus der Hand. Sie hatte das inzwischen völlig vergilbte Blatt auf dem Speicher des Hauses gefunden, in dem sie erst kürzlich eingezogen war.

Das alte Gemäuer am See war ihr Traumhaus gewesen. Es war nicht nur groß, sondern auch wunderschön. Zwar war es ein bisschen düster, aber es hatte wiederum auch viele Fenster, die sicherlich genug Sonne hineinbringen würden. Somit konnte das Gleichgewicht zwischen Dunkel und Licht ganz sicher wieder ausgeglichen werden.

Das alte Haus bestand aus mehreren Balkonen, einer Efeu berankten Fassade, sowie vielen Ziergiebeln. Erker, Türmchen und ein wundervoller Garten rundeten das Bild ab. Hannah hatte sich, gleich nachdem die Maklerin es ihr gezeigt hatte, sofort darin verliebt.

Natürlich erwähnte die freundliche Dame mit keinem einzigen Wort, dass das Haus ein grausiges Geheimnis barg. Dass es trotz der wunderschönen Lage direkt am See und dem guten Erhalt so preiswert war, hatte Hannah zwar stutzig, aber keineswegs skeptisch gemacht.

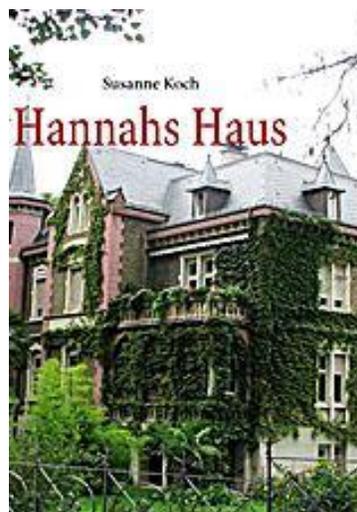
Sie glaubte, dass es das Alter des Hauses war, weswegen es so günstig an den Mann, beziehungsweise an die Frau gebracht werden konnte. Immerhin hatte das Gemäuer bereits weit über einhundert Jahre auf dem Buckel.

Jedenfalls hatte die junge Frau aus New York sofort zugegriffen. Im letzten Monat war sie eingezogen. Gleich nach dem Einzug ging es auch sofort los. Besonders in der Nacht waren die Geräusche, die sie regelmäßig um den Schlaf brachten, besonders heftig. Es waren Geräusche, die sich nicht erklären ließ. Mal war es ein Krächzen und Quietschen, dann wieder ein unterdrücktes Schluchzen oder Weinen. Es war grausig und dennoch geradezu anrührend und deshalb auch keineswegs Furcht einflößend. Darum ließ Hannah sich

auch nicht unterkriegen. Schließlich wollte sie ihr Traumhaus, in das sie doch gerade erst eingezogen war, nicht gleich schon wieder verlieren.

Der Roman ist im Februar 2008 bei BOD erschienen und auch über dessen hauseigenen Buchshop <http://www.bod.de>, zu erstehen. Er umfasst 540 Seiten und kostet 28,95 €

© Susanne Koch, im Februar 2008



## Wettbewerbe

<b>Datum</b>	30.04.2008	30.04.2008	30.04.2008
<b>Name</b>	Kärntner Krimipreis 2008	Günter-Bruno-Fuchs-Literaturpreis	Quintessenz-SF-Wettbewerb
<b>Genre</b>	Kurzkrimis (unveröffentlicht)	Prosa, Lyrik oder Dramatik	Science Fiction (unveröffentlicht; auch Lyrik)
<b>Thema</b>	Money. Geschichten von schönen Scheinen.	80 grüne Bastard-Finken erobern sich ihre 15 % des Chateaus zurück	Bürgerrechte, Überwachung und Datenschutz
<b>Umfang</b>	Max. 20.000 Zeichen inkl. Leerzeichen; nur ein Beitrag pro Teilnehmer/in	5 Seiten	10.000 - 30.000 Anschläge inkl. Leerzeichen (auch bei Lyrik); nur ein Beitrag pro Autor/in
<b>Form</b>	Maschinegeschrieben; doppelt; anonym: 6stellige Zahl auf Text und auf verschlossenem Umschlag mit Kontaktdaten (Name, Adresse, Tel-Nr. und unbedingt E-Mail), kurze Bio-Bibliografie		Deutschsprachig, doc, rtf oder plain text; Im Mail-Text: Name, Anschrift, Mail-Adresse; Sie versichern, alleiniger Urheber zu sein, also kein Plagiat, keine Fan-Fiction
<b>Preis</b>	1.) ein Notebook, 2.) 1 Wochenende für zwei mit Halbpension in Kärntner 4-Sterne-Hotel, 3.) Espresso-Maschine; Anthologie mit 20 Beiträgen, 150€Honorar	Preisträger/in wird von Johannes Grützke porträtiert, öffentliche Lesung, voraussichtlich Abdruck in einer Literaturzeitschrift	Geldpreise für die ersten drei Plätze (1.) 500 €, Lesung in Wien im September; Anthologie, für jeden der Autoren darin ein Belegexemplar
<b>Teilnehmer</b>	alle Autoren, die in deutscher Sprache schreiben		
<b>Veranstalter</b>			q/intessenz, Verein zur Wiederherstellung der Bürgerrechte im Informationszeitalter
<b>Einsenden an</b>	Kärntner Krimipreis, Postfach 40, A-9507 Villach, Österreich	Manfred Giesler, Güntzelstr. 53, 10717 Berlin	sf-antho „at“quintessenz.at
<b>Nähere Informationen</b>	<a href="http://www.kaerntner-krimipreis.at">www.kaerntner-krimipreis.at</a>		<a href="http://sf.quintessenz.at">http://sf.quintessenz.at</a> sf“at“quintessenz.at

<b>Datum</b>	31.04.2008	30.06.2008	31.08.2008
<b>Name</b>	1. KulturHöhe Nidderau - Literaturwettbewerb	Armin T. Wegner - Literaturwettbewerb	
<b>Genre</b>	Prosa (Satire, Bericht, Kurzgeschichte oder Märchen) oder Lyrik; unveröffentlicht	literarischer Text	Beliebig, aber für Kinder geeignet; unveröffentlicht
<b>Thema</b>	Querverkehr	Menschenrechte	Weihnachten, Advent
<b>Umfang</b>	Prosa bis 2 Seiten, bis 3 Gedichte à 1 Seite	Max. 15.000 Zeichen	max. 7500 Zeichen, 1 Beitrag pro Autor/in
<b>Form</b>	Deutschsprachig, getippt, mit Kurzbiographie von maximal 5 Zeilen; möglichst per E-Mail	Schriftart Arial, einseitig, 5fach, dazu digital (doc, rtf oder txt) per E-Mail oder auf Diskette 3,5" (doppelt); anonym mit Kennwort; in einem Kuvert mit Kennwort: Name, Anschrift, E- Mail, Beitragstitel, Geburtsdatum, Vita 10-15 Zeilen, Anmeldeformular von www. amnesty- schwelm.de	Deutschsprachig, mit Autorenportrait
<b>Preis</b>	1.) 150€ 2.) 100€ 3.) 50€ 4.)-10.) je eine Eintrittskarte für die Nacht im Labyrinth	1.) 1000 € 2.) 750 € 3.) 500 € Veröffentlichung der besten Texte	
<b>Teilnehmer</b>	Autor/innen ohne eigenständige Publikation; in Literaturzeitung oder Anthologie kein Hindernis		Erwachsene Nachwuchsautoren, ab 16 Jahren, die bislang nicht oder kaum veröffentlicht haben
<b>Veranstalter</b>	KulturHöhe Nidderau - Hof Buchwald & Arbeitsgruppe „Motto der Sommerkunst- werkstatt 2008“	Armin-T.-Wegner- Gesellschaft e.V., amnesty international Wuppertal, West- fälische Rundschau	Redaktions- und Literaturbüro Martina Meier, +49-179- 2071404
<b>Einsenden an</b>	Anja F. Drescher- Parré, Unterdorfstraße 2 D-63571 Gelnhausen anjafriedadrescher“at“ web.de	literaturwettbewerb“at “amnesty- schwelm.de, Armin T. Wegner Gesellschaft e.V., Literaturwettbewerb, Else-Lasker-Schüler- Straße 45, D-42107 Wuppertal	Info“at“papierfresser- chen.de, Redaktions- und Literaturbüro Martina Meier, Kirchstr. 5, D-88131 Bodolz
<b>Nähere</b>		<a href="http://www.armin-t-">http://www.armin-t-</a>	<a href="http://www.papierfresserchen.de">www.papierfresserchen.de</a>

<b>Informationen</b>		wegner.de	ns-mtm-verlag.de
<b>Datum</b>	01.08.2008	01.09.2008	30.09.2008
<b>Name</b>	9. Harder Literaturwettbewerb	C.S.Lewis-Preis	Frau Ava- Literaturpreis
<b>Genre</b>	Kurzgeschichten (unveröffentlicht)	Romanprojekt (unveröffentlicht), das innerhalb eines halben Jahres fertig gestellt werden kann	Prosa (unveröffent.); abgeschlossene Kurzform oder Teil eines umfang- reicheren Werkes
<b>Thema</b>	Der Adler ist gelandet. 2009 jährt sich die erste Mondlandung zum 40. Mal. Neill Armstrong: „Houston, Tranquility Base here. The Eagle has landed!“	Christlicher Glaube; Auseinandersetzung mit Wert, Sinn und Orientierung in heutiger Zeit.	Spannungsfeld von Spiritualität, Religion und Politik; Text für erwachsene und/oder junge Leser/innen; in Sprache und Form innovativ
<b>Umfang</b>	Max. 10 Seiten, nur 1 Beitrag pro Autor/in	Nur ein Beitrag pro Autor/in	Max. 40.000 Zeichen
<b>Form</b>	Maschinegeschrieben, deutschsprachig, 5fache Ausfertigung, Schriftgröße 12 Punkt, 33 Zeilen pro Seite	Einzusenden: • ein Roman-Exposé • eine Leseprobe (10- 20 Seiten) • Autorenvita Beurteilungskriterien: literarische Qualität, Reflektionsniveau	6-fach; anonym: mit Kennwort und Zeichenanzahl; Name, Adresse, Bio/ Bibliographie in verschlossenem Umschlag mit Kennwort
<b>Preis</b>	1.) 5.000€ und zwei Förderpreise von je 1.000,- € öffentl. Preiseverleihung; Veröffentlichung der besten Beiträge (mit Einverständnis der Autoren) durch die Gemeinde oder einen Verlag, ohne Honorar		Preis-Verleihung am 22. April 2009 in Klein-Wien; Statuette „Frau Ava“ des Bildhauers Leo Pfisterer; Spesen und Honorar für eine Lesereise und eine Öffentlichkeits- kampagne
<b>Teilnehmer</b>			deutsch schreibenden Autorinnen (keine Männer) mit mind. einem Lyrik- oder Prosaband; kein Selbst-/ Eigenverlag
<b>Veranstalter</b>	Marktgemeinde Hard		
<b>Einsenden an</b>	Marktgemeindeamt Hard, 9. Harder Literaturwettbewerb, Marktstraße 18, A-6971 Hard	Joh. Brendow & Sohn Verlag GmbH, C.S. Lewis-Preis, Postfach 10 12 80, D-47402 Moers	Frau Ava Gesellschaft für Literatur, Hellerhof, A-3511 Paudorf / Göttweig
<b>Nähere</b>	<a href="http://www.hard.at">http://www.hard.at</a>	cslewis-	<a href="http://www.frauavapreis.at">www.frauavapreis.at</a>

<b>Informationen</b>		preis“at“brendow.de	
----------------------	--	---------------------	--